



Es ist besser so

Danach konnte ich mich nicht einmal mehr in meinen Phantasien retten, in denen ich zu leben begonnen hatte, nachts, wenn ich keinen Schlaf fand, Sie hatte auch meine allzu perfekt durchgespielten Tode zunichte gemacht.

Ich traf sie im Frühjahr 1975. Damals trug sie ihre langen grauen Haare in Schnecken. Die wasserblauen Augen paßten nicht recht zu ihrem romanischen Namen. Bald merkte ich, nichts schien so recht zusammenzupassen bei ihr. Das Gesicht voller Falten, hatte sie keinen Deut von einer feinen alten Dame, und sie scherte sich einen Dreck darum. Und ihre Stimme war hart und störrisch. In ihren ausgebeulten Trainingshosen, den auch im Sommer in mehreren Schichten übereinander getragenen Pullovern hob sie sich wohltuend ab von unserer in Einheitsfalten geplätteten Seminaratmosphäre. Doch sie bemerkte es nicht. Sie war sich selbstverständlich.

Ein Ruf lief ihr voraus „Das ist die mit der Schenkung. Die hat all ihre Bücher dem Seminar vermacht. Und die Schallplatten.“ Und man munkelte, sie sei so eine, die dafür Achtung wolle und Dankbarkeit und Aufgehoben-Sein. Bis die Sekretärin die Bedenken vom Tisch fegte und überall verbreitete, das Seminar habe, um sich erkenntlich zu zeigen, sämtliche Kosten für die Verschiffung der geschenkten Bücher und Schallplatten übernommen. Sämtliche Kosten, und die belieben sich schon damals – noch vor der Erhöhung der Postgebühren – auf eine stattliche Summe. Da diese Summe das Jahresbudget empfindlich belastete, sah man der Ankunft der Wohltäterin nicht ohne eine gewisse Gereiztheit entgegen. Denn, so hieß es, sie sei gerissen gewesen mit ihrer Schenkung im Tausch gegen die Transportkosten, äußerst gerissen. Selbst hätte sie die Schiffskosten für ihre vergammelten Schwarten ohnehin nicht zahlen können, und schließlich habe man ja die Katze im Sack gekauft . . . Und das Gefühl, irgendwie doch hereingelegt worden zu sein – obwohl eigentlich ja zugegeben werden mußte, daß der Wert der Bücher (an denen allerdings einige Mängel entdeckt wurden) und der Schallplatten (die für das Seminar eigentlich völlig nutzlos waren, da es keinen Schallplattenspieler gab, auf dem man sie hätte spielen können, und das Anhören von Musik in den Seminarräumen auch nicht vorgesehen war) die Verschiffungskosten bei weitem überstieg.

Ich arbeitete zu dieser Zeit in der Bibliothek und stöhnte

über die Tag für Tag anwachsenden Berge von Kisten und Pappkartons, die sich in den Gängen des Seminars stapelten. Aus Rummangel wies schließlich die Sekretärin den uner müdlichen Postboten, der immer wieder mit neuen Kisten die Treppe emporgekeucht kam, an, sie in einen Seitengang abzustellen. Dort lagen sie dann, in einem dunklen Gang lieblos aufeinandergestapelt, ein wenig beleidigt wegen des frostigen Empfangs, nach langen Wochen zunehmend vorwurfsvoll, daß man sie noch immer nicht ausgepackt und ihnen einen Platz neben den anderen Büchern zugewiesen hatte, wo sie schließlich hingehörten. Nur die Studenten zeigten unverhohlen ihre Neugierde auf den Inhalt der exotischen Kisten. Doch wenn sie sich ungebührlich lange in ihrer Nähe aufhielten, wurden sie stets von der Sekretärin weggeschucht, denn die vermutete – zu recht – daß bereits etliche clevere Entführungspläne ausgeheckt waren.

Schließlich gab man mir das Startsignal, und, durch zahlreiche Umzüge geübt, begann ich mit dem Auspacken. Da quollen mir Bücher entgegen, wie ich sie noch nicht in den Händen gehalten hatte; prachtvolle Kunstbände mit üppigen Ornamenten geschmückt, verschrobene Analysen längst vermoderter Heiligtümer, Hefte mit hastig festgehaltenen Skizzen, in deren Seiten vergilbte Ansichtskarten steckten, die Grüße übermittelten in einer fremden Schrift. Und ich verlor mich auf den Wegen dieser unbekanntenen Frau, die vor dreißig Jahren dort gelebt hatte, von woher ich erst unlängst zurückgekehrt war. Dreißig Jahre vor mir hatte sie vor denselben Schreinen gestanden, war, wie ich, dieselben efeuerverwilderten Stufen erklommen, hatte, wie ich, versucht, die unglaublichen Sonnenuntergänge festzuhalten. Und wie ich, hatte sie die Dankesbriefe ihrer Schüler gesammelt, um sie aufzubewahren für eine zukünftige Stunde der Erinnerung. Ansichtskarten fielen mir entgegen, Fotos und Zettel mit eilig notierten Verabredungen, und vor meinen Augen entfaltete sich ihr Leben und gewann mit jedem dieser vergilbten Blätter Gestalt.

Ich erwartete ihre Ankunft mit Ungeduld. Auch sie war eine, die zurückkehrte. Doch wie verschieden waren unsere Leben. Sie, die ihre Geburtsstadt verließ, als sie in meinem Alter war, nicht nur aus eigener Wahl, sondern in die Flucht getrieben von einem Regime, das ihre Vernichtung befahl. Ich, fast ein halbes Jahrhundert später, ging aus freien Stücken, doch

innerlich zerrissen, auf einer anderen Flucht. Ich war zurückgekehrt, endlich gewiß, auch dort nicht finden zu können, was ich suchte. Von ihr ging die Rede, sie kehre zurück, um hier, in ihrer Geburtsstadt zu sterben. Obwohl meine Arbeit solcherart in ein Gewebe von Vermutungen und Vergleichen eingesponnen war, schritt sie voran, und bald stapelten sich ihre Bücher in den Gängen. Mit vereinten Kräften versuchte die, mittlerweile verstärkte, Seminarbelegschaft, der Bücherflut Herr zu werden. Sortieren, inventarisieren, katalogisieren, bepinseln; und das Ende schien bereits absehbar, jener abschließende, nicht mehr rückgängig zu machende Akt der Vereinigung der geschenkten Bücher mit dem schon vorhandenen Bücherbestand.

Die Eingliederung ihrer Bücher in die Bibliothek stand kurz bevor, als sie sich mit ihren noch verbliebenen Habseligkeiten, in wenige Koffer gepackt, in einer nahegelegenen Pension einrichtete. Ihr erster Gang galt dem Seminar, ihre erste Sorge den Büchern. Atemlos kam sie die Treppen hoch, strahlte, als sie ihre Bücher sah – wohlbehalten, bis auf jenen leisen Hauch von Fremdheit, von nicht mehr Zugehörig-Sein, der bereits auf ihnen lag. Und in einer Stadt, in der sie weder Freunde noch Verwandte hatte, – die waren längst um ihr Leben gebracht oder in Kriegen auseinandergerissen worden – waren es die Bücher, die sie tausendfach begrüßten und ihrer Rückkehr einen Sinn verliehen. Nun galt es, für ihre Zukunft Vorsorge zu treffen. Nur so ist es zu erklären, daß sie schon von diesem ersten Augenblick an verbissen, denn es fehlte ihr die Tragik der Verzweiflung, zu werben begann. Und es gelang ihr, jedes ihrer Bücher wiederzuerobern. Im selben Maße jedoch, wie sie sich ihrer Bücher, die ihr sicherlich in jedem Fall loyal geblieben wären, wieder aneignete, verscherzte sie sich die Sympathie des Seminarvorstehers. Sie richtete es ein, daß ihre Bücher nicht auseinandergerissen wurden und, den bereits vorliegenden Einordnungsplänen zum Trotz, das Privileg erhielten, als Schenkung zusammenbleiben zu dürfen. Die Bücher der streitbaren alten Dame sorgten jedoch auch weiterhin für Gesprächsstoff. Die schiere Fassungslosigkeit der ersten Wochen, als sie gewahrt wurde, wie unwiderruflich ihre Handlung war, wendete sie bald in ein hartnäckiges Leugnen des erlittenen Verlusts. Immer wieder kam sie in den darauffolgenden Monaten in die Bibliothek, mit der Frage, wo denn dieses oder jenes Buch hingekommen sei, ob es etwa ausgeliehen sei: und nachdem ich ihre rasch aufflackernde Sorge beschwichtigen konnte, nein, niemand habe bis jetzt Interesse für das erwähnte Buch gezeigt, bat sie mich, ob ich ihr wohl suchen helfen könnte, was ich sofort tat, wenngleich nicht ohne ein immer unüberhörbarer werdendes Murren. Und wenn sie es dann fand, wollte sie unverzüglich mit ihm davonestürmen, es einer Bekannten zeigen, der sie von ihm erzählt hatte, und nur unwillig füllte sie den Leihschein aus, den ich ihr vorhielt.

Das war sie also, meine Vorgängerin. Eine alte Schachtel, die für ihre Bücher lebt, weil sie sonst niemanden hat. Ich schaute sie mir von Ferne an, wie ich es tue, wenn ich mir Nähe ersparen will. „Sie waren ja auch da“, sagte sie plötzlich und sah mich hart an.

Sehr viel Zeit verging, bis meine Neugierde siegte und ich ein Gespräch mit ihr suchte. Es war in den Semesterferien, und sie war auf Zimmersuche. Die Pension, in der sie sich einquartiert hatte, war Pleite gegangen. Über diese Veränderung ihrer Lebensumstände berichtete sie, als sie mich auf der Treppe abging, nachdem sie auf die Öffnung des Seminars gewartet hatte; in den Semesterferien mußte ich die Bibliothek aufsperrn, und da nur selten jemand kam, um zu lesen, erlaubte ich mir, von Zeit zu Zeit ein wenig unpünktlich zu sein. Nun war ich sehr erfahren im Suchen von Wohnungen und Zimmern, und nachdem ich ihr einige Ratschläge und Adressen gegeben hatte, begann ich zögernd, sie über ihre Geschichte zu befragen. Sie allerdings antwortete nur knapp, auch ihren Büchern schenkte sie heute nur einen flüchtigen Blick, zu sehr schien sie die drohende Obdachlosigkeit zu beunruhigen.

Ein paar Tage später teilte sie mir mit, daß sie ein möbliertes Zimmer angemietet habe, in unmittelbarer Nachbarschaft des Seminars. Das Zimmer selbst sei häßlich möbliert; der Raum dunkel, doch habe sie es von da aus nicht weit zu ihren Büchern. In der Pension habe man ihr noch allerlei mitgegeben, Decken, Kissen und Bettzeug, ihre Rente käme einmal monatlich, und überhaupt habe sie jetzt ausgesorgt, sie hoffe, nun kehre wieder ein wenig Ruhe in ihr Leben und sie könne endlich wieder ihren Studien nachgehen. „Und dann ist da noch

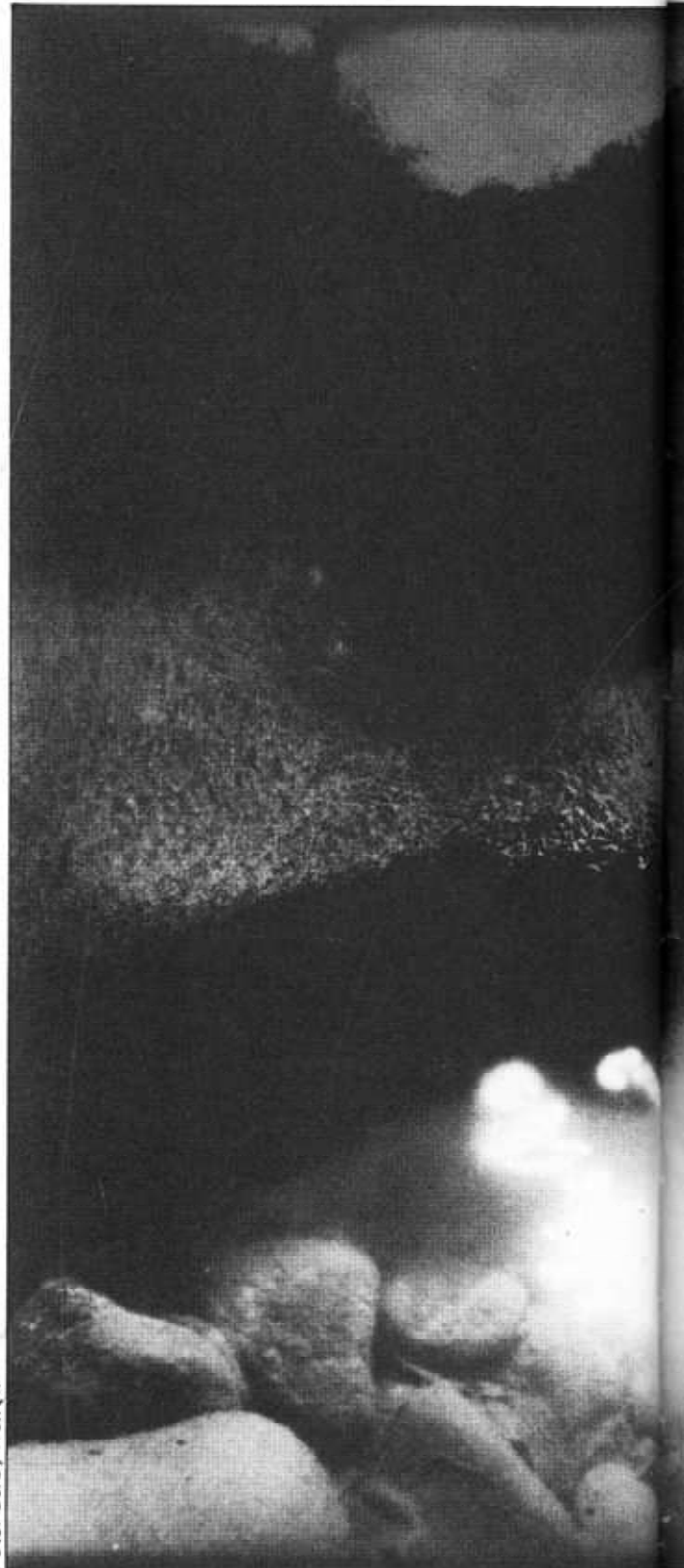
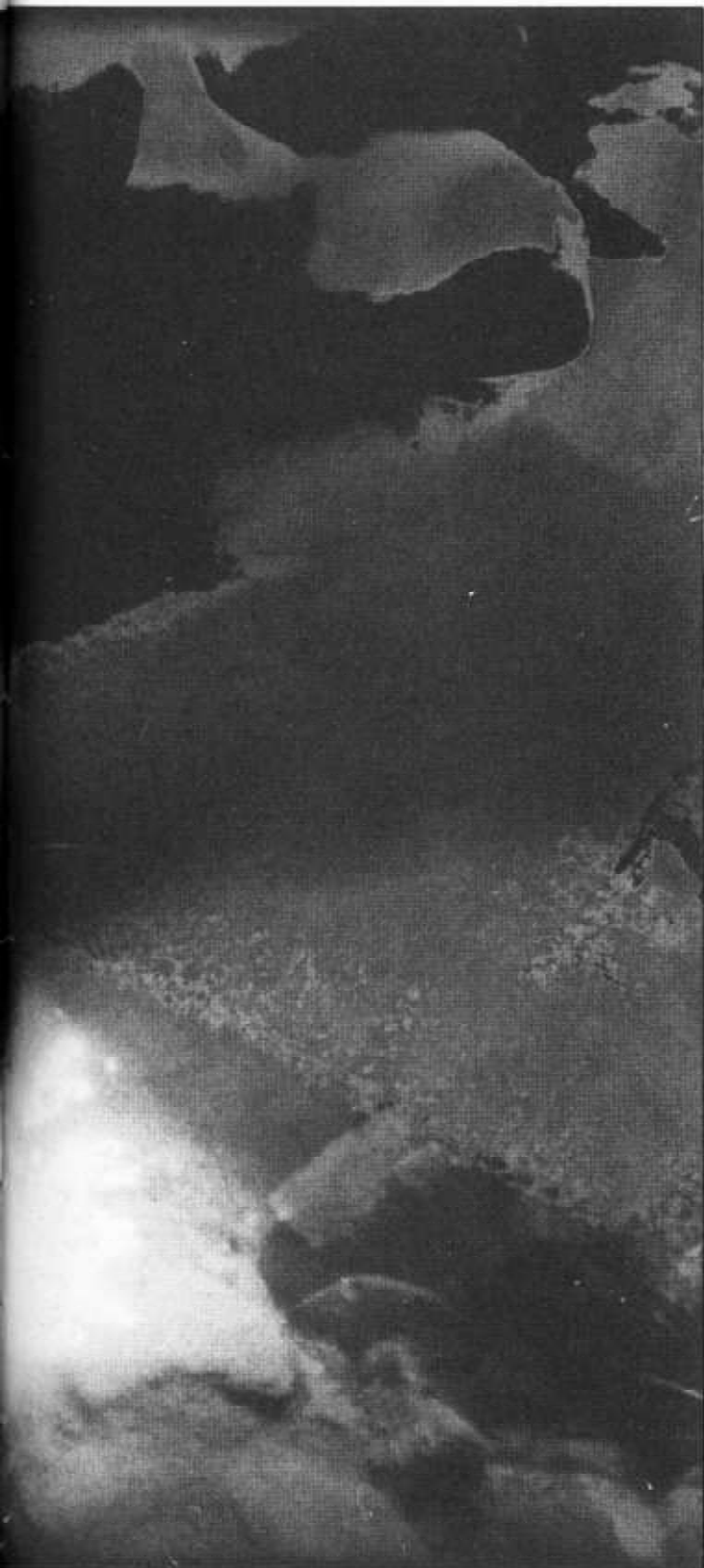


Foto: Berby Hollow

„End of the Beginning / Beginning of the End“.

etwas, im Zimmer gegenüber, auf der anderen Seite des Hinterhofs, breit ist der nicht“, deshalb könne sie so gut sehen, „da leben zwei Katzen“. Sie setzen sich immer ans Fenster, und dann würde sie zuschauen, wie sie spielen. Sie habe ihr Leben lang Katzen gehabt, und auch bevor sie zurückkehrte, habe sie eine Katze gehabt, kaum ein Jahr alt ist sie geworden, und die hat sie sehr geliebt. „Doch wenn man eine Katze hat, darf man nicht mehr weggehen, da muß man bleiben. . .“ In meinem Unverstand begann ich einen Disput mit ihr. „Auch ich habe



eine Katze, und ich will es mir nicht nehmen lassen, trotzdem hin und wieder wegzufahren.“ Verständnislos schaute sie mich an. Und so als hätte sie meine Einwände gar nicht gehört, begann sie sogleich, mich begierig über meine Katze zu befragen; wollte wissen, ob sie verständig sei, wie sie aussehe, ob ihr Fell wohl glänze, und bevor sie ging, um ihre restlichen Gepäckstücke aus der Pension zu holen, mußte ich ihr das Versprechen geben, ihr Bilder von meiner Katze zu bringen. Und schon bald kam sie, meine Katze zu besuchen. Einmal zeigte sie mir einen dicken Band mit unzähligen Katzenfotos und sorgfältig geschriebenen Kommentaren. Mein Katzenbuch, nannte sie es leichthin. Ich blätterte darin und sah sie mit Dutzenden von Katzen in einem großen Haus mit Garten. Ich sah sie – in der Sonne liegen mit Katzen, die sich neben und auf ihr räkelten, ich sah sie mit ihrem Mann und Katzen, sah ihren Mann ohne sie mit Katzen – oder sollte ich besser sagen, ich sah Katzen in einem Haus mit großem Garten mit ihr und ihrem Mann? Die Katzen waren von einem anderen Schlag als meine schüchterne Wohnungskatze. Ich sah Katzen, die die Wachsamkeit der Jagdtiere zeigten, Katzen, die in der Sonne herumstreiften und sich bei Vollmond einen Freier suchten. . . Sie erzählte mir über ihren Mann. Er sei bei einem Attentat ums Leben gekommen. Der Attentäter war ein junger Bursche. Er habe in blindem Fanatismus gehandelt. Sie habe sich dann um ihn gekümmert. Sie habe ihm verziehen.

Wie in einem Mosaik fügten sich Bruchstücke ihres Lebens aneinander, und mit jedem Bruchstück trat das zugrundeliegende Muster klarer hervor. Mit Bergen von Büchern – zu meist ihren zurückgeholten eigenen – besiegte sie die Wochenenden. Weil sie wußte, daß ihre Zeit befristet war, setzte sie ihre Studien auch in den Semesterferien fort, von vielen belächelt – „In ihrem Alter“ tuschelte man. Als ich sie zum letzten Mal besuchte, erzählte sie mir die Geschichte ihrer Katze. In ihrer Badewanne habe sie die Katze ertränkt. Und es habe ihr sehr wehgetan, denn sie liebte ihre Katze über alles. „Aber es ist besser so“. Nun ist die Katze aufgehoben. Nichts kann mehr mit ihr geschehen, daß sie bekümmern könnte. Sie hat ein Ende gemacht. Darauf schaute sie mich mit ihren klaren, wasserblauen Augen an und lächelte. Ich revoltierte. Ich verstand sie nicht.

Ich fuhr ans Meer. Als ich zurückkam, mied ich sie und wußte, warum. Ich scheute mich, erneut ihrer Härte zu begegnen. Ich kannte diesen Wunsch, wegzugehen und nichts mehr zurückzulassen. Auszutilgen woran ich doch so hing. In solchen Augenblicken, als ich jäh erkannte, wie vertraut sie mir war, wie nah, wollte ich zu ihr gehen, ihr sagen, daß ich sie verstand. Aber die Stadt lähmte mich, zu viel Zeit schien bereits verstrichen, unser Kontakt so kurz, so unverbindlich. Und dann kamen andere, die meine Zeit ausfüllten, mich ablenkten; Prüfungen, die mich betäubten; Freundschaften, die zerbrachen; Maskenfeste, auf denen ich tanzte. Meine Katze hatte ich längst weggegeben, denn auch ich konnte niemanden mehr um mich dulden, der mich zum Bleiben verpflichtete.

Nach einem Jahr erst erhielt ich Nachricht von ihr. Es hieß, ihre Leiche sei an einem See in der Umgebung gefunden worden, angespült; von einem Dorfbewohner entdeckt, der unverzüglich den Polizisten herbeigerufen hatte. Der habe in den Akten vermerkt: eine alte Frau, gut über siebzig mit langen dünnen Haaren, sei am Ufer des Sees in halbverwestem Zustand gefunden worden. Man habe ihre Identität feststellen können. Sie sei diejenige, die, nach langer Abwesenheit in ihre Geburtsstadt zurückgekehrt, sich dort ein Zimmer gemietet habe, es jedoch bereits nach einigen Monaten wieder aufgegeben und ihre Habseligkeiten verbrannt habe. Ohne eine zukünftige Adresse zu hinterlassen sei sie weggegangen. Es hieß, sie sei an einem Sommerabend, kurz nach Einbruch der Dämmerung, ins Wasser gegangen, sich dort zu ertränken.

Hannelore Rheinz